

nen. Zwar wurden die Ziegel gleichermaßen im Wohnhausbau – vor allem im Mietwohnungsbau – verwendet, doch sorgte bereits die Ausprägung bestimmter, vom industriellen Herstellungsprozeß beeinflusster Bauformen für eine Unterscheidungsmöglichkeit. Die Autorin hat aus der Masse der gesichteten Bauakten vier Grundformen – Geschoß-, Flach-, Hallen- und Gefäßbauten – herausgefiltert, die für sich oder in Kombination eine industrielle Gebäudenutzung augenfällig machten. Sie betont in diesem Zusammenhang aber auch die Entwicklung im Bereich der Fassadengestaltung der Hauptgebäude, die zunehmend mit Rückgriff auf das Angebot historistischer Schmuckelemente erfolgte und um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt erreichte.

Indes läßt sich die Ausformung des Stuttgarter Fabrikbaus zu einem eigenständigen Gebäudetyp vor allem in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts nicht ohne weiteres geradlinig verfolgen: *Mehrere Strömungen existierten parallel nebeneinander, so daß die einzige Gemeinsamkeit der Fabrikbauten dieser Zeit darin bestand, daß sie sehr verschieden voneinander waren* (S. 59). Auch wenn die damalige internationale Architekturdiskussion den Fabrikbau zwischenzeitlich als Aufgabe entdeckt hatte, so erschwerte das Nebeneinander heimischer wie internationaler Einflüsse – hier sind die Elemente der Stilbewegung, der «Schule von Chicago» oder des sogenannten Heimatstils in Verbindung mit dem Einfluß der beauftragten Architekten zu nennen – die bauliche Spurensuche doch auf den ersten Blick erheblich.

Die Verfasserin läßt sich jedoch nicht abschrecken und arbeitet statt dessen einen neuen «Bautrend» heraus, der ihrer Meinung nach bereits vor 1910 immer deutlicher zu Tage tritt. Die symmetrische Gliederung der Gebäude zur Mittelachse hin sowie die vertikale Abfolge deutlich voneinander abgesetzter Sockel-, Geschoß- und Dachzonen bilden nun die stilistischen Charakteristika der Stuttgarter Fabriklandschaft.

Das Angebot der Autorin, diese Merkmale des eigenständigen Gebäudetyps Fabrik als Synthese unterschiedlicher Stilformen zu deuten und mit dem Begriff eines «neuen Klassizismus» zu fassen, erscheint als interessante Diskussionsgrundlage – mindestens so lange, bis eine Untersuchung über den Stuttgarter Fabrikbau seit 1918 und dessen theoretische Wurzeln vorliegt. Es bleibt abzuwarten, ob eine solche Arbeit die Dekade vor 1918 weniger als Endphase einer bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Entwicklung versteht oder eher als Formierungsphase jener neuen Entwicklung im Fabrikbau interpretiert, die auch für die Verfasserin mit dem Ende des Ersten Weltkriegs einsetzt, die sie jedoch aus verschiedenen Gründen nicht berücksichtigen will (S. 13).

Dieser Einwand darf jedoch nicht den Eindruck erwecken, als ob Gabriele Kreuzberger gleichsam im luftleeren Raum operiere. Der überwiegende Teil des Buches sucht die Entwicklung am konkreten Beispiel aufzuzeigen. Nach sieben Branchen gegliedert, werden insgesamt 86 (!) Firmen auf ihr zeitweiliges Erscheinungsbild bzw. ihre Bautätigkeit hin untersucht und einzeln vorgestellt. Neben der gebotenen baugeschichtlichen Informations-

fülle besticht das Buch auch durch seine reichhaltige Bebilderung. Zudem erfährt man en passant Anregendes über die Geschichte oder Produktionsweise alteingesessener bzw. längst verschwundener Stuttgarter Industriebetriebe.

Freilich ist nicht auszuschließen, daß sich mancher Leser an Firmenbesichtigungen erinnert fühlt, die er schon selbst miterlebt hat: Er wird vor manch interessantes Gebäude geführt, die Tore werden vielleicht auch geöffnet, doch der dahinter liegende Raum wird nicht ausgeleuchtet, – es bleiben Fragen offen. Vielleicht interessiert ihn, weshalb denn in der Regel *Kraftmaschinenräume mit Marmortafeln und messingfunkelnden Anzeigeninstrumenten* (S. 42) ausgestattet oder Bierbrauereien noch 1904 *als mittelalterliche Burgen mit Zinnen und Ecktürmen errichtet wurden* (S. 60). Baustatuten und ökonomische Zwänge machen keine Vorschriften dieser Art. Die Beschreibung dieses Zustands und einige Andeutungen bezüglich der Rahmenbedingungen können der Neugier, die nach der dahinterstehenden Denkweise aller Beteiligten – Bauherren wie Architekten – fragt, nicht genügen. Vielleicht empfinden manche Leser auch die Ausführungen über die wirtschaftliche Situation in Württemberg vor der Jahrhundertmitte als zu oberflächlich; so war beispielsweise die «Zentralstelle für Handel und Gewerbe» gewiß kein Verein, sondern eine Behörde.

Bevor diese Wünsche nach vertiefender Information der Arbeit als Defizit angelastet werden, sei die Lektüre des Vorworts empfohlen. Hier heißt es fast allzu bescheiden: *Die Arbeit will nur ein kleiner Mosaikstein im Bild jener Zeit der Industrialisierung sein* (S. 9). Es gelingt dem vorliegenden Band, nicht nur einen wesentlichen Teil dieses Bildes von Stuttgart zu ergänzen, sondern er bietet zudem eine ganze Palette von Anregungen für weitere Untersuchungen.

Roland Schurig

Udo RAUCH (Hrsg.): **Zwischen Ammer und Neckar. Das Tübinger Stadtbild im Wandel.** (Tübinger Kataloge, Band 42). Stadt Tübingen, Kulturamt 1994. 188 Seiten mit 177 Abbildungen. Pappband DM 32,-

Welchen hohen kulturgeschichtlichen Stellenwert für die Stadtgeschichte eine über Jahrzehnte hinweg gewachsene Fotosammlung einnimmt, wird eindrücklich mit dem eben erschienenen Ausstellungskatalog *Das Tübinger Stadtbild im Wandel* vor Augen geführt. Der Leiter des Tübinger Stadtarchivs, Udo Rauch, legt zusammen mit sechs Autoren einen Sammelband vor, in dem an zwölf ausgewählten Beispielen die Entwicklung des Tübinger Stadtbilds nachgezeichnet wird.

Dem Titel des Bandes entsprechend wird die Entwicklung des Stadtbilds zunächst in zwei Beiträgen aus der Perspektive der Ammer und des Neckars untersucht. Udo Rauch zeigt in beeindruckender Weise die enorme Bedeutung des Ammerkanals für die wirtschaftliche Ent-

wicklung der Stadt. Während am Oberlauf des Kanals vor dem Haagtor und am Unterlauf große Mühlenwerke angetrieben wurden, nutzten innerhalb der Stadt noch rund fünfzig Handwerker das Wasser für ihr Gewerbe (Gerber, Färber etc.) oder zum Antrieb von Zwirn- und Tabakmühlen. Gleichzeitig diente der Kanal auch für die Abwasser- und Fäkalienentsorgung der Stadt.

Im Vergleich zur Ammer bot der Neckar nur beschränkte Nutzungsmöglichkeiten. Antje Nagel zeigt, daß der Fluß den Tübingern fast nur zum – nicht immer ungetrübten – Badevergnügen diente, bis endlich 1911 nach der Korrektur die Wasserkraft zur Energieerzeugung genutzt werden konnte. Bei beiden Beiträgen handelt es sich jedoch keineswegs nur um eine Geschichte der Tübinger Gewässer: Neckar und Ammer bilden vielmehr den Standpunkt, von dem über viele einzelne «Hausgeschichten» die Entwicklung des Stadtbildes analysiert wird.

Nach dem gleichen Muster sind die weiteren Beiträge aufgebaut. Thomas Faltenbacher beleuchtet die bauliche Entwicklung auf dem «Wöhrd» mit der alten Schießanlage der Tübinger Schützengesellschaft, der Neckarvorstadt und den städtischen Anlagen. Mit den Bereichen Holzmarkt (Udo Rauch), Marktplatz (Wilfried Setzler) und dem Umfeld des Spitals (Gernot Nährger) und der Jakobskirche (Erich Sommer) werden weitere zentrale Räume der Altstadt vorgestellt. Die baulichen Veränderungen am Schloß Hohentübingen skizziert Udo Rauch, wobei das obere Schloßportal in einem gesonderten Beitrag von Gernot Nährger als Umgestaltung des vorigen Jahrhunderts gewürdigt wird. Auch das Gartengelände im Rübenloch, das bis in das 19. Jahrhundert unbebaut geblieben ist, wird von Sabine Schleichert mit der Geschichte der alten Stadtwerke in den Blick genommen. Einen bemerkenswerten Schlußakzent erhält der Band durch einen Beitrag über Luftbilder, die in den dreißiger Jahren im Auftrag Albert Speers angefertigt worden sind (Sabine Schleichert) und durch ein beeindruckendes Panorama Tübingens vom Dach des Rhenanenhauses auf dem Österberg (1907). Durch fünf aneinandergefügte Aufnahmen wird so ein grandioser Blick von der Reutlinger Vorstadt über die Altstadt bis zur Wilhelmsvorstadt präsentiert.

Alle Beiträge bieten über eine Zusammenfassung der bisher bekannten Fakten hinaus auch zahlreiche neue Erkenntnisse zur Geschichte des Tübinger Stadtbildes. Ein gewisser Schwerpunkt ergibt sich notwendigerweise aufgrund der fotografischen und schriftlichen Quellen im 19. und 20. Jahrhundert. Dennoch werden auch Entwicklungen bis in das Mittelalter zurückverfolgt. Der Leser erfährt aber nicht nur wichtige geschichtliche Fakten, sondern auch überraschende Details: Wer ahnt schon, daß man im protestantischen Tübingen *einen nach französischem Vorbild gestalteten Lustgarten* finden oder ein *türkisches Bad* nehmen konnte?

Neben den wissenschaftlich fundierten, dabei flüssig geschriebenen Beiträgen erhält der Band einen besonderen Wert durch die insgesamt 175 Abbildungen. Da sich der Herausgeber fast ausschließlich für historische Fotografien entschieden hat – 155 Fotografien, 20 graphische Ab-

bildungen –, wurde eine sehr geschlossene, einheitliche Wirkung erzielt. Die Motivauswahl bringt eine Fülle von neuen Aus- und Einsichten zum Tübinger Stadtbild. Rund zwei Drittel der Abbildungen werden erstmalig veröffentlicht. Hier konnte auf den einzigartigen Fundus der Tübinger Fotosammlung (ca. 20 000 Exemplare) zugegriffen werden. Aber auch das Fotoarchiv der Gebrüder Metz (Haus der Geschichte, Stuttgart) wurde systematisch ausgewertet. Bei den einzelnen Motiven wurde auf eine Gegenüberstellung Damals – Heute verzichtet. Dieses Verfahren wäre zwar in manchen Fällen wünschenswert gewesen, hätte aber insgesamt zu einer Beschränkung der Motive geführt. Ausdrücklich hervorgehoben werden muß die drucktechnische Präsentation der Fotografien, die mit viel Sorgfalt und Sachverstand erfolgte. Alle Abbildungen sind in einem warmen Sepiaton wiedergegeben, so daß auch die hohen Ansprüche eines Bildbandes erfüllt werden.

Insgesamt bildet dieser Band einen wichtigen Beitrag zur Tübinger Stadtgeschichte, obwohl – oder gerade weil – solche klassischen «Highlights» wie das Evangelische Stift, die Burse, der Bebenhäuser Pflegehof, das Wilhelmsstift oder die Münzgasse allenfalls im Hintergrund bildlich vertreten sind.

Gerhard Faix

HERBERT FECKER: **Stuttgart. Die Schlösser und ihre Gärten.** Das Werden der Schlösser und Gärten von der gräflichen Residenz bis zur Internationalen Gartenbauausstellung. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart und Hamburg 1992. 176 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 88,-

Bisher kannte man die Geschichte der Schlösser und Gärten Stuttgarts und seiner Umgebung nur aus zahlreichen Einzelveröffentlichungen. Professor Herbert Fecker hat die Internationale Gartenbauausstellung 1993 zum Anlaß genommen, den Themenkreis zusammenfassend darzustellen.

Nach geschichtlichen Ausführungen, die den Weg Stuttgarts zur Landeshauptstadt darlegen, folgt in einem ersten Teil die Entwicklung der Schlösser und Gärten bis zum Zweiten Weltkrieg. Entstehung, Auf- und Umbauten des Alten Schlosses, des früheren herzoglichen Lustgartens, des Neuen Schlosses sowie der in der näheren und weiteren Umgebung von Stuttgart liegenden Schloß- und Gartenanlagen Ludwigsburgs, der Solitude und Hohentheims werden ausführlich geschildert. Dabei sind die Einflüsse der jeweiligen Bauherren, der Landesfürsten, wie auch der zahllosen Baumeister detailliert beschrieben. Sehr genau ist auch die Lage von nicht mehr vorhandenen Schloß- und Gartenteilen angegeben, was allenfalls den jeweiligen Lokalhistoriker interessiert, aber auch dem keine richtige Information liefert, da so gut wie keine lesbaren Lagepläne beigelegt sind. Vernachlässigt wird in der Gesamtdarstellung die Innenausstattung der